

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Abdruck aller Artikel verboten.

Nummer 31

Sonntag, den 25. Juni 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 25. Juni: Wilhelm Adelbert. **Montag, 26. Juni:** Johann und Paul. **Dienstag, 27. Juni:** Gregenz, Peter und Marcell. **Mittwoch, 28. Juni:** Leo II. **Donnerstag, 29. Juni:** Peter und Paul. **Freitag, 30. Juni:** Pauli Ged., Herz Jesu. **Samstag, 1. Juli:** Theobald.

Zweiter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 14, 16—24.

In jener Zeit trug Jesus den Pharisäern folgendes Gleichnis vor: Ein Mensch bereitet ein großes Abendmahl und lud viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon alles bereit wäre. Es gingen aber alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Reiterhof gekauft und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam zurück und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber es ist noch Platz übrig. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Bäume und nötige sie, hereinkommen, damit mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl verkostet soll.

*

Der Pfingstfest ist veranlaßt, das gehänselte Mlelusa der Ostavilurgie ist verstimmt, und die zweite Hälfte des Kirchenjahres mit ihrer langen Sonntagsreihe hat begonnen. Es ist aber nicht so, als habe sich der Heilige Geist in die Tiefen der Gottheit zurückgezogen. Sein Wirken dauert ungeschwächt fort. Noch am letzten Tage der Pfingst- und Osterfeier ruft die Kirche ihren Gläubigen zu: Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unseren Herzen durch seinen Geist, der in uns wohnt, Alleluja! Und am selben Tage heißt es in der Messelurgie: Der Geist weht, wo er will, und du hörst seine Stimme, aber du weißt nicht, woher er kommt oder wohin er geht. Nun hat der Heilige Geist sich hier auf Erden einen besonderen Ort seiner Wirksamkeit gewählt. Das ist die katholische Kirche. Ihr sind die reichen Schätze anvertraut, die im Heiligen Geiste ihren Ursprung haben. Die Kirche verwaltet diese Schätze, an sie muß man sich wenden, wenn man ihrer teilhaftig werden will. Deshalb hat die Kirche für uns Katholiken eine so hohe Bedeutung. Sie ist uns mehr als Führerin und Wegweiserin, sie ist uns die Vermittlerin und Spenderin aller Gnaden, die zur Erreichung unseres übernatürlichen Zieles notwendig sind. Nur sie hat unendliche Gewalten und unendliche Aufgaben von Gott erhalten. Deshalb lieben wir Katholiken unsere Kirche so sehr, deshalb hängen wir an ihr, wie ein Kind an ihrer Mutter, deshalb verteidigen wir sie so energisch, wenn sie angegriffen und geschmäht wird, deshalb achten und ehren und befolgen wir ihre Vorschriften und Gebote, weil wir darin die Autorität Gottes erblicken. („Wer euch hört, hört mich, wer euch verachtet, verachtet mich.“)

Ueber den Anfang der Kirche, über ihre Einrichtung und Verwaltung, ihre göttliche Führung und Ausrüstung, ihre Arbeiten und Erfolge aufzuklären, soll das Ziel unserer Sonntagsbetrachtungen für die nächste Zukunft sein. In letzter Linie wollen wir durch diese Belehrungen eine heiße Liebe zu unserer Mutter, der Kirche, wecken und uns des Glückes stets bewußt bleiben, Kinder der großen katholischen Kirche zu sein.

Wann ist unsere Kirche gegründet worden? Allgemein gibt man das Pfingstfest als den Gründungsstag der Kirche an. Das ist aber nicht ganz richtig. Pfingsten war die Ausgestaltung und Vollendung der Kirche. Die Gründung fällt früher. Man muß beachten, daß Jesus ganze Wirksamkeit während seines öffentlichen Auftretens Grundsteine waren zu dem Werke, das seine Erlösertätigkeit fortführen sollte. Die Grundlegung der Kirche war das Lebenswerk Christi. Dem Volke legte er die Grundsätze und Lehren des neuen Evangeliums, die Bedingungen für den Eintritt in die neue Kirche dar, damit sie, wenn die Zeit zum Eintritt gekommen war, orientiert waren und sich der Kirche sofort anschließen konnten. Als Vorsteher und

Lehrer der Kirche wählte der Heiland Apostel aus, einfache, schlichte, aber gutwillige Männer, die er während eines Zeitraumes von drei Jahren in den Geist der neuen Kirche einführte und über deren Ziel und Ende belehrte. Innerhalb dieser zweifachen Aufgabe bewegte sich die messianische Tätigkeit Jesu.

Es bietet ein eigenartiges Interesse, in den Evangelien dem allmählichen Werden und Wachsen des Volkes der Kirche nachzugehen. Mein fängt die Kirche an. Der Heiland vergleicht selber ihr Wachstum mit einem Senfkornlein. Zunächst galt es, dem Volke darzulegen, daß die alte Synagoge ihren Zweck erfüllt habe und auf ihrem Fundamente eine neue kirchliche Gemeinschaft aufgebaut werde. Vorbereitet war diese Kenntnis durch Davids Weissagungen, die sich in seinen Psalmen ausdrücken und der Kirche Wachstum und Blüten, Schönheit und Ueberwindlichkeit zum Gegenstande haben; ferner durch Daniels Weissagung vom Gottesreiche, d. i. der katholischen Kirche: „Zuletzt wird der Gott des Himmels ein Reich erwecken, das alle diese Reiche (die von Daniel vorher angegebenen Weltreiche) vernichten, selber aber ewiglich bestehen wird.“

Freilich gestaltete sich dieses Gottesreich in den Köpfen der Israeliten ganz anders, als die Prophezeiungen meinten. Und der Heiland mußte immer und immer wieder diese irrige Vorstellung eines weltlichen, mächtigen, alle Völker der Erde beherrschenden Reiches, selbst bei den Aposteln korrigieren. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ sagte er zu Pilatus, als dieser vom Heiland Aufschluß über die Einrichtung seines Reiches verlangte. Das neue messianische Reich umfaßte alle Völker der Erde. Das war ein bedeutungsvolles Erkennungszeichen und Unterscheidungsmerkmal gegenüber der jüdischen Nationalkirche. Zum ersten Mal tritt diese Neuerung in die Erscheinung, als er am Jakobsbrunnen von Sichem vor einem schätzhaften Kinde aus dem Volke, der sündigen Samariterin, sein Programm entwickelt. Damit waren die jüdischen Grenzen überschritten und auch dem Heidentum das Weil in Aussicht gestellt und tatsächlich zugewandt.

Für das Wachstum und die Ausbreitung seiner Kirche waren Gehilfen, Männer unerläßlich, die mit Wissen und Autorität ausgerüstet, in seinem Geiste das Werk fortführten. Jesu erste Tat bei Beginn seiner messianischen Wirksamkeit war die Berufung solcher Männer. Andreas und Johannes waren die ersten. Johannes führte sofort seinen Bruder Simon dem Heiland zu. Als Jesus ihn sah, sprach er zu ihm: „Du bist Simon, der Sohn des Jonas, du wirst Kephas, d. i. Petrus genannt werden.“ Eine Andeutung, zu welchem Amte Simon später berufen werden sollte. Tags darauf schloß sich Philippus dem Messias an. Das sind die Anfänge der Kirche Jesu Christi.

Als später das Christentum sich anschickte, auch in der geistlichen Heidenwelt Fuß zu fassen, als es bis in die Zentren der damaligen Kulturwelt, nach Athen, Korinth, Alexandria, Rom vordrang, mußte es sich den Spott der Gelehrten und Philosophen gefallen lassen, es sei nur eine Religion der Fischer und Bauern, und noch ein Spötter der Neuzeit vermaß sich zu der Rede, was einst zwölf arme Fischer ins Leben gerufen hätten, werde er schon aus der Welt zu schaffen wissen. Die ersten Jünger waren in der Tat von niedriger Herkunft, ohne gelehrte weltmännische Bildung, aber sie waren brav, arbeitsam, gläubig, gottesfürchtig, voll von der großen Hoffnung Israels. Der Heiland hatte wichtige Gründe, gerade solche Männer zu Grundlagern seines Reiches zu machen. Einen Grund führt der heilige Paulus in seinem ersten Korintherbrief an, da er den Korinthern Vorhalt macht, weil sie in der dortigen reichen, angeesehenen, gelehrten Stadt mehr auf das Äußere und Brunkhafte gesehen hatten. „Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen, und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen, und das Geringe vor der Welt und das Verachtete und das, was nichts ist, hat Gott erwählt, um das, was etwas ist, zu nichts zu machen. (1. Kor. 1, 27, 28). Reichtum, Größe und Ansehen sind keine Werte, die ein Anrecht auf die ewigen Güter bei Gott begründen. Armut und Einsamkeit mit Rechtschaffenheit und Tugend gepaart, zieht das Auge des Allmächtigen auf sich und findet Gnade und Segen. Namentlich aber wollte Gott durch die Missionsarbeit der Apostel und Jünger zeigen, daß die Ausbreitung der Kirche nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk sei. Denn die Tatsache der unglaublich schnellen Christianisierung der Welt ist unmöglich auf die Tätigkeit der Apostel allein zurückzuführen, sondern findet ihre rechte vollständige Erklärung im Eingreifen Gottes.

Die selige Emma von Gurk — eine hl. Stifterin

(25. Juni.)

Gütig ist der Herr und kräftigt am Tage der Trübsal, er kennt die, so auf ihn vertrauen. (Psalm 1, 7.)

Die Menschen unserer Tage sind schwach im Glauben und deshalb auch schwach, wenn ein Unglück kommt und ihre Seele prüft. Wer oft liest man, daß einer, den ein schweres Leid getroffen, seine den Kampfplatz des Lebens verließ. Das gläubige Mittelalter zeigt uns eine ganz andere Erscheinung. Die gläubigen Seelen dieser mit Unrecht verschriebenen Zeit beugte das Unglück nicht nieder, es gab ihnen vielmehr neue Kraft. Und in dieser Kraft waren sie oft ein Segen für die weitesten Kreise, ein Segen, der selbst in unsere Zeit hinein noch seinen Einfluß geltend macht. Diese Erscheinung finden wir so deutlich wieder im Leben der seligen Emma von Gurk.

Die selige Emma wurde 983 geboren, ihr Vater war ein Graf von Friesach, der in Oesterreich, Bayern und Kärnten große Güter besaß. Die erste Ausbildung, die sie im Elternhause erhielt, die für gewöhnlich die Grundlage des ganzen Lebens ist, war eine sehr sorgfältige, bei der die frommen Eltern eintätig die Mähen trugen. Den Abschluß ihrer Erziehung erhielt die Selige am Hofe des Herzogs Heinrich von Bayern, der 1002 den deutschen Königsthron bestieg. Die heilige Gemahlin dieses vorbildlichen Fürsten, St. Kunigunde, war der jungen Grafentochter eine zweite Mutter, und von der Reinheit und Güte dieser Heiligen ging ein gut Teil auf Emma über. Doch diese wurde nicht nur an der Seele, auch des Lebens Schönheit nahm von Tag zu Tag zu, sodaß manch edler Jüngling auf sie aufmerksam wurde, der Glückliche, dem Emma die Hand zum Bunde fürs Leben reichte, hieß Wilhelm, Landgraf von Friesach und Betschach. Emma hatte in Gehorsam gegen die Eltern und in reiner Absicht dem Mann sich anvertraut, so mußte denn ein glücklicher Ehebund daraus entstehen.

Da Landgraf Wilhelm, schon von Haus aus reich begütert war, seine Gattin ihm aber auch noch große Güter in Steiermark und Krain in die Ehe gebracht hatte, konnte die junge Schlossfrau von Friesach dem Darange nach Wohlthun unbefangt nachgeben, und so wurde sie denn die Mutter aller Armen weit und breit. So senkte sich aber auch des Wohlthuns Segen auf sie, den Gemahl und die zwei Söhne, die ihnen Gott geschenkt, in reichster Fülle nieder. Dieser Segen wurde besonders sichtbar bei der Erziehung der jungen Grafen Wilhelm und Hartwig. In Bescheidenheit und Hülften entwickelten sich die Fähigkeiten der Jünglinge so schnell und glücklich, daß Landgraf Wilhelm schon bald den ausgedehnten Vergewerken in Friesach und Betschach vorzusehen konnte.

Hartwig und Wilhelm übernahmen damit keine leichte Aufgabe. Die Knappen der Gold- und Silberstollen waren wegen ihrer Frömmigkeit und Sittenreinheit sehr geachtet gewesen. Doch auch sie hatte der Gewinn an irdischem Gut ins Irdische hingezogen. Sie waren stolz und üppig geworden; sie wollten sich keiner Schranke fügen, keine Einschränkung gefallen lassen — sie wurden ein ungebärdiges Geschlecht.

Einst schändete ein Knappe von Betschach die Familien-ehre eines angesehenen Bürgers von Friesach. Die Sache wurde ruchbar und erregte die Gemüter aller Gutesinnigen sehr. Graf Wilhelm mußte sich der Beleidigten annehmen. Der Schänder wurde zum Galgen verurteilt, und das Urteil auch schnellstens vollzogen. Die gellenden Knappen ergrimmt über dies strenge aber gerechte Urteil sehr und beschloßen, an ihrem Gebieter furchtbare Rache zu nehmen. Als die jungen Grafen eines Tages arglos zur Besichtigung in die Grube stiegen, fielen die Verschwörer über die Beschränkten her und erschlugen sie. Die arme Mutter wollte vor Schmerz fast vergehen. Landgraf Wilhelm aber beschloß, die Mörder seiner Söhne, die Vernichter seines Glückes hart zu strafen. Mit seinen und des Herzogs von Kärnten Männen zog er gegen die aufständischen Knappen, nahm ihr befestigtes Lager und erschlug viele der Empörer.

Doch als die Erregung verrauht war, als er so recht sah, wie das Blut der Uebelthäter die erschlagenen Kinder nicht wieder aufweckte, als er sah, wie seine Gattin den furchtbaren Verlust mit Gott in heroischer Ueberwindung trug, wurde er nachdenklich. Der Gedanke durch die Mithlung seines Rachegedankes viele Wether zur Witwen, viele Kinder zur Waisen gemacht zu haben, legte sich schwer auf seine Seele. Und als er auch in Gebet und Buße keine Ruhe fand, zog er als bittender Pilger zur hl. Stadt, um vom Stellvertreter Christi selbst losgesprochen zu werden. Leichten Herzens trat er dann den Rückweg wieder an, erlag dann aber einer kurzen, tödlichen Krankheit an der Schwelle seiner Heimat.

Dieser neue Verlust griff unbarmherzig in die noch wunde Seele der Landgräfin. Doch auch diese Doppelbärde nahm sie mit Gott ungebrochen auf sich. Mit Gottes Gnade und starkem Willen erfüllte sie des Apostels Mahnung: „Die eine wahre Witwe ist und einsam, stelle ihre Hoffnung auf Gott und verharre in Gebet und flehen Tag und Nacht!“ (1. Tim. 5, 5).

Und wenn die herben Verluste mit neuer Wucht auf ihre Seele legen wollten, richtete sich von neuem zu Gott auf, und in fast beispiellosem Wohlthun labte sie den Nächsten und kräftigte sie die eigene Seele. Sie läßt sich nicht niederbeugen und fast eines Tages, um die verlorene Familie sich zu ersetzen, um Mutter einer neuen, noch segensreicheren Nachkommenschaft

zu werden, den Mann, ein großes Frauenkloster zu gründen, daß in Gottes- und Nächstendienst der Umwelt ein dauernder Segen werde. So entstand in dem Tale von Gurk ein Dom und ein Frauenstift, das Emma in Wirklichkeit erbaute, da sie in eigener Person den Bau leitete und die Bauleute lohnete. Am Himmelfahrtstage d. J. Frau 1024 konnte Erzbischof Balduin von Salzburg Kirche und Kloster einweihen.

Nachdem die Selige anderen ein festes Heim gebaut, bat sie demütig, als ob sie kein Anrecht auf ein Plätzchen im Stifte hätte, um Aufnahme unter die Klosterfrauen. Mit Freuden wurde ihr diese gewährt. Und auch als Nonne erfüllte Emma aus treuester alle ihre Pflichten, wie sie es als Jungfrau und Gattin getan. Nachdem sie noch den Rest ihrer Güter den Armen, den Stiftern von Bamberg und Salzburg sowie der berühmten Abtei Admont geschenkt hatte, lebte sie nur noch ihrer eigenen Seele in tiefer Stille, im trautesten Verkehr mit dem, der sie am 29. Juni 1045 zu sich rief in die ewige Heimat.

Im Jahre 1465 wurde Emma selig gesprochen. Schon 1071 wurde ihre Stiftung zu einem Bistume erhoben, und die Gläubigen der Diözese Gurk empfangen jetzt noch den Segen einer starkmütigen, tatkräftigen Kreuzträgerin.

Der furchtbare Krieg bringt über unzählige Herzen graufiges Leid. Gott Dank, tragen die meisten ihr Kreuz in echt christlichem Sinne, mit wahrem Heldenmuth. Manches wohlhabende Frau wird durch den Krieg in eine Lage gebracht, die den dornenvollen Verhältnissen der seligen Emma gleicht. Wenn auch sie ihre schmerzliche Freiheit so gebraucht wie die Stifterin von Gurk, erhält sie für die eigene Seele unergänzliche Güter, wird sie aber auch Tausenden, die vielleicht der Krieg noch härter getroffen, zum Troste und zum Segen.

Durch Wohlthun deine wunde Seele heilen,
Gibst starke Herzen und gibst helle Augen,
Die für das ewige Gotteslicht einst taugen!

P. S. B., O. F. M.

Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Bedeutung und Wert der sittlichen Tugenden:

Die drei göttlichen Tugenden, von denen bisher in unseren erbaulichen Unterhaltungen die Rede war, bilden den Kern des christlichen Lebens, die Grundlage des gesamten Tugendstrebens: sie sind gleichsam der Stamm, woraus die sogenannten sittlichen Tugenden hervorsprossen. Die Kraft des Baumes liegt im Stamme, trotzdem ist der Baum erst wirklich schön und vollends ausgewachsen, wenn er in wohlgeordneten Zweigen seine Kraft verbreitet und saftige Früchte trägt. Solchen Zweigen gleich geben auch die sittlichen Tugenden dem Leben des Christen die ganze Schönheit, die letzte Vollendung. Sie sollen im folgenden behandelt werden. Als Einleitung mag in heutiger Nummer einiges folgen, das man unter dem Titel: „Bedeutung und Wert der sittlichen Tugenden“ zusammenfassen kann.

Der bekannte Philosoph Baruch Spinoza sagt: „Die wahre Tugend ist das Leben unter Leitung der Vernunft.“ Also das Leben unter Leitung der großen Führerin, der alle Menschen unterworfen sein wollen, denn unvernünftig will keiner sein und handeln. Da aber die unbefleckte Vernunft, die von der von Lust und Vasser unberührte Vernunft nur das wollen kann, was dem Menschen wahrhaft nützt, dem Menschen wahrhaft guttut, so wird der Mensch unter ihrer Führung nur das tun, was zu seinem Vorteile gereicht. Zu diesem Vorteile gereicht schließlich aber nur das Gute, und so kommen wir von Spinozas Aussprüche durch sprunghafte Folgerung zu der bekanten Begriffsbestimmung der Tugend: „Tugend ist die Fertigkeit, das Gute zu wollen und zu tun.“ Die Begriffsbestimmung ist ganz allgemein; eine solche Tugend haben schon die Heiden. Man nennt sie auch deshalb natürliche Tugend, weil ihnen jede Beziehung zur Uebennatur fehlte. Tritt diese Beziehung hinzu, dann haben wir die christliche Tugend, die bezeichnet wird als „die Fertigkeit, das Gute zu wollen und zu tun, wie es dem Befehle Christi gemäß und des ewigen Lebens würdig ist“. Der Katechismus sagt: „Die christliche Tugend ist die übernatürliche Fähigkeit und beharrliche Neigung, zu tun, was Gott wohlgefällig ist.“ So gesagt, fallen unter den Begriff Tugend alle christlichen Tugenden, sowohl die eingegossenen, göttlichen, wie die erworbenen, sittlichen Tugenden. Da von den ersteren schon des weiteren die Rede war, wird im folgenden nur von den sittlichen Tugenden des Christen verbielen in vollem Umfange die eben angeführten Begriffsbestimmungen. Sie sind Fertigkeiten, von Gott unterstutzt, das Gute zu wollen und zu tun, und zwar das Gute, das vor Gott und der Ewigkeit gilt. So geht die Tugend von Gott aus und kehrt zu Gott zurück. Gott gibt uns zu ihrer Uebung die körperlichen und geistigen Fähigkeiten; durch unablässige Uebung bringen wir es in ihnen dann zu einer Fertigkeit, daß sie uns gewissermaßen zu einer hl. Gewohnheit wird.

Ein englischer Schriftsteller hat das Wort geschrieben: „Sie eine Tat und du wirst eine Gewohnheit ernten, Sie eine Gewohnheit und du wirst einen Charakter ernten, Sie einen Charakter, und du wirst ein Schicksal ernten!“ Eine ununterbrochene Reihe von Taten bringt einen entsprechenden Charakter hervor, aus einem Charakter aber wächst ein Schicksal heraus. Geht solche Tat aufs Gute, dann entsteht eine gute Gewohnheit, ein guter Charakter, ein gutes Schicksal, das heißt, es entsteht eine Tugend,

die notwendig in der Ewigkeit ein ewig glückliches Schicksal ernten muß.

Aus all diesem erhellt schon die Bedeutung und der Wert der christlichen, der sittlichen Tugenden. Sie verleihen dem Menschen wahre, zufriedenstellende und dauernde Werte.

Ein bekanntes Wort lautet: „Was die Ruß ohne Kern, der Brunnen ohne Wasser, der Obstbaum ohne Frucht, das Buch mit leeren Blättern — das ist der Mensch ohne Tugend!“ Der Mensch ohne Tugend lebt ein wertloses Leben. Mag er schön, reich, angesehen sein, vor Gott und seinen Engeln, vor dem Richterstuhl der Ewigkeit, wo die wahren Werte allein gelten, ist er ein Nichts. In diesem Sinne sagt St. Paulus: „Die leibliche Übung hat wenig Nutzen, die Gerechtigkeit (Tugend) ist zu allem nützlich und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens!“ (1. Tim. 4. 8.) Die leibliche Übung bildet die leiblichen Kräfte aus, stärkt den Körper, bringt ihn zu volldem Wachstum, aber all dieses zerfällt und vermodert mit dem Körper. Die Übung aber, die die Berechtigung der Seele zum Ziele hat, schafft geistige Werte, edelt und entwickelt Fähigkeiten, die gerade so wie die Seele selbst nicht verfallen können, sondern ewig bleiben; und daß sie in edlen Taten, in guten Werken die Seele fertig und geschickt machen, müssen sie die Seele in das Land hinübertragen, wo die wahren Werte, die ewigen Werte nach Gebühr geschätzt werden — in den Himmel. Deshalb sind auch die Tugendhaften auf dem Sterbebette, an der Schwelle der Ewigkeit, so ruhig und sicher, sie stehen ja vor einem Lande, wo die Schätze gelten, die sich erworben.

In Gegenwart des heidnischen Herrschers Chosroes wurde in einer Versammlung griechischer und indischer Weltweisen die Frage aufgeworfen, was wohl das Traurigste in der Welt sei. Ein griechischer Philosoph sagte: „Ein schwaches Alter mit äußerster Tüchtigkeit verbunden.“ Ein Indier meinte: „Körperliche Krankheit mit großer Geistesstärke!“ — „Was mich betrifft“, sagte der Großkanzler des Königs, „so denke ich, daß das größte Uebel, das der Mensch in diesem Leben erfahren kann, darin besteht, wenn er sich am Rande des Grabes steht, ohne tugendhaft gelebt zu haben!“ Die ganze Versammlung spendete ihm reichsten Beifall.

Die christliche Tugend verleiht zweitens auch zufriedenstellende Werte. Wir leben in einer Zeit, wo der körperlichen Erleichterung alle Aufmerksamkeit zugewandt wird, und „Jung Deutschland“, der „Wandervogel“, die „Pfadfinderschaft“ zieht die Tugend, wenn der christliche Geist dabei sein Wort mitteilt, mit Recht in seinen Damm. Man sieht es den Mitgliebern an, mit welcher Freude und Hingabe sie sich den Pflichten ihrer Vereinnahmung hingeben. Trotzdem bringen auch diese körperlichen Stützungen in Gottes freier, herrlicher Natur nur Werte hervor, die im Bereiche des Körperlichen blieben, in die Tiefen der Seele dringen sie nicht. In die Tiefen der von Gott erschaffenen Seele bringt nur die seelische Erleichterung. Nur die Übung der christlichen Tugend gibt wahre Zufriedenheit. Sie verleiht ein Glücksgefühl, das die Seele in all ihren Fähigkeiten befriedigt; sie löst den Dursch der Seele wahrhaft, nicht zum Scheine, um ihn nachher umso heftiger wieder aufsteigen zu lassen. Ja nicht nur die andauernde Tugendübung, schon eine einzelne Tugendhandlung teilt der Seele von dieser aus dem Himmel stammenden Zufriedenheit mit. Dies hat gewiß schon jeder meiner Leser an sich erfahren. Diese Zufriedenheit aber wächst in dem Maße als die Tugend wirklich das wird, was sie ihrem Wesen nach sein soll, eine hl. Gewohnheit.

Als König Karl IX. von Frankreich einst den großen Dichter Torquato Tasso fragte, wer den nach seinem Erweisen der Zufriedenheit und Glückseligkeit sei, erwiderte der Gefragte: „Gott!“ — „Dies weiß ich jeder“, entgegnete der Fürst, und das wollte ich auch nicht fragen, ich wollte wissen, wer außer Gott der Glückseligkeit sei.“ Da antwortete Tasso: „Wer Gott am ähnlichsten geworden ist, ich meine den Tugendhaften!“

Ich nannte die Tugend eine hl. Gewohnheit. Sie muß also ihrem Wesen nach etwas Beständiges sein. Daraus folgt aber auch, daß der Lohn, den sie einträgt, etwas Beständiges sein muß. Und in der Tat! Nur die Tugend gibt einzig dauernde Werte.

Die Zeit und die Vergänglichkeit hat Macht über alles Irdische. Alle Güter der Erde, mag sie des Menschen Künstlerhand auch noch so festgefügt, noch so wohlbedacht zusammengetragen haben, daß sie ein Wert für die Ewigkeit bedeuten können, so tragen sie dennoch den Stempel der Vergänglichkeit an sich. Und jeder Tag bröckelt ein Weniges auch vom festesten Baue ab. Die Werte aber, die die Tugend schafft, sind unzerstörbar, wie die Seele, die durch sie vervollkommen wird. Schon ein heidnischer Denker sagte: „Die Tugend ist eine Waffentrüstung, die nicht ausgezogen werden kann. Schwert, Helm und Rüstung können abgenommen werden; der weise und mit Tugend begabte Mensch aber ist immer bewaffnet und kann deshalb nicht überwunden werden.“ (Antikloneus.)

Daß die Tugend ein unvergängliches, unzerstörbares Gut ist, dessen war sich im alten Athen der bekannte Demetrios Phalereus bewußt. Sehn Jahre stand er an der Spitze eines Staatswesens, das wegen der Leichtfertigkeit und Wankelmütigkeit des Volkes nicht leicht zu verwalten war. Demetrios aber kam seinen Pflichten in dem Dienste des Vaterlandes so uneigennützig und mit solcher Tugend nach, daß ihm die Athener viele Denkmäler errichteten. Doch Eifersucht und Neid brachten ihn einst zum Falle und das undankbare Volk zerstörte die kurz vorher errichteten

Denkmäler und verurteilte seinen größten Wohltäter zum Tode. Der Held hatte nichts anderes zu erwidern als das gelassene Wort: „Die Tugend haben sie nicht gestürzt, um derentwillen sie mir einst die Denkmäler setzten!“

„Die Tugend steht fest, so wie in Ungebrochenen
Gebirge Gottes mächtig steht,
Ihr Maß ist Ewigkeit, kein Sturm wird sie erzittern,
Und keine Zukunft sterben sehn.“ (Meister.)

Vor allem überdauert die Tugend zwei Dinge: das Glück und das Dilemma.

Die irdischen Güter sind mit dem Glück so eng verbunden, daß sie auch mit dem Glück schwinden. Ehre, Ansehen, Reichtum, können selbst ohne Verschulden verloren werden, und wer auf sie sein Glück baute, ist dann betrogen. Und wie oft geschieht dies. Wie oft steht einer am Morgen mit dem Glück noch auf, der am Abend mit dem Unglück sich zur Ruhe legen muß. Selbst Salomon, der doch der Glückseligste aller Menschenkinder war, und den das, was die Welt Glück nennt, nie verließ, rief in Sorge, daß es doch einmal von ihm scheiden könne, aus: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist Eitelkeit!“

Das Glücksgut der Tugend ist so unabhängig vom sogenannten Glück, daß es dies nicht nur überdauert, daß es in dem, was die Welt Unglück nennt, allein eine wahre Stütze ist, allein der Stab, der aufrecht hält, allein der Himmelstrost, der wahrhaft tröstet, stärkt und ruhig macht. Gerade eine der christlichen Grundtugenden ist ja keinem Wesen nach Ueberwinderin alles Widrigen, Stärke in aller Trübsal — es ist die Tugend des Starlmuts.

Und wenn an den Toren der Ewigkeit alles Irdische, alles Diesseitige von dem Menschen scheiden muß — unabwendbar, dann bleibt ihm allein das Gut, das die Tugend ihm erwirbt. „Die Gerechten (Tugendhaften) werden ewig leben, und bei dem Herrn ist ihr Lohn, und die Sorge für sie bei dem Allerhöchsten. Darum werden sie empfangen ein herrliches Reich und eine glänzende Krone aus der Hand des Herrn.“ (Weisheit. 5, 16—17.) Die Tugend findet bei dem Ewigen einen ewigen Lohn, und nur sie allein, nichts anderes. Diese Anschauung ist der hl. Schrift so eigen, daß jedes ihrer Blätter davon Zeugnis ablegt.

Alles das, was hier über den Wert der Tugend niedergeschrieben wurde, erweckt hoffentlich im Herzen aller meiner Leser den Gedanken, der Tugend eifrig nachzustreben. Dann wären Sinn und Herz vorbereitet, das mit Frucht aufzunehmen, was nun über die einzelnen sittlichen Tugenden heri folgen soll. Zunächst haben wir von den vier Grundtugenden des christlichen Lebens zu handeln.

Das Antlitz der Heimat

Skizze von M. R. d. A.

Hauptmann Franz Linhart stand vor der Tür der Senkhütte, die ihm und seinen Kameraden seit Monaten zur Wohnung diente. Entgült schweiften seine Augen über die schneeigen kühlen Berggipfel, die im Strahl der grellen Märzsonne wunderbar leuchteten. Wie oft hatte er hier, an den Wippen der schmalen Tür gelehnt, gestanden! Im wilden Brausen des Herbstwindes, im Schauer von Hochgewittern, in dichtem Schneesturm. Einmal in tiefer Ruhe so wie heute, meist aber unter jenem heulenden Rischen und Singen in der Luft, jenem tiefen Dröhnen und Donnern, das, vom Echo noch verzehnfacht, stunden- und tagelang an das Ohr der eisenfesten Wächter hier oben in der weltfernen Dolomiteninsamkeit tönte und sie aber- und abermals daran mahnte, daß sie nicht gar so einsam seien, als stille, träumerische Stunden ihnen etwa voraubern mochten.

Deute aber herrliche tiefe Ruhe. Die Wälder schienen das ewige Feuer endlich satt bekommen zu haben. Gleichwohl standen die Borken wie Falken auf ihrem Felsenhorst.

Als wie wölbig strömte das Blut durch die vom langen Mangel an Bewegung etwas steif gewordenen Glieder! Hauptmann Linhart stand auf und ging wie ein Genesener mit langsamen Schritten vor der Hütte auf und ab. Leides, schüchternes Vogelgezwitscher tönte ahnungslos und hoffnungslos aus dem Wald heraus.

„Wie wenn Friede wäre...“, murmelte Hauptmann Linhart, ein frohes Lächeln umspielte seinen Mund.

Für ihn kam ein kurzer, seliger Friede. Morgen schon. Wieder sog er das kleine weiße Blatt hervor. Oft und oft schon hatte er's gelesen, Wort für Wort, wie einen Liebesbrief. Jetzt hielt er es wieder vor sich, das Blatt, das den schlichten Titel „Urlaubsgeld“ trug. Hauptmann Linhart war seit Beginn des Krieges im Felde. Neunzehn Monate fern der Heimat. Alle seine Kameraden hatten schon Urlaub gehabt. Für ihn war es bis jetzt nicht möglich gewesen. Bis gestern der Schein ankam... Deshalb schien ihm heute alles gar so hell und sonnig.

Er hatte weder Weib noch Kind, weder Mutter noch Vater. Und doch und doch — die Freude — die Sehnsucht... Vor seiner Seele stand der Sterbensplatz im Schatten des geliebten Domes, stand die Dreifaltigkeitssäule am Graben, standen all die traulichen Gassen und Wägen der inneren Stadt, wo er als Knabe schon die Herrlichkeit der Schaulustler besaß und als Kadett im knabenhaften Bollwerk sein Wertes dahinspäzierte. Das gelbe Kafferschloß von Schönbrunn tauchte auf und die Gloriette hob sich zierlich ab vom tiefblauen Himmel. Die ehedemige Hofburg träumte wie eine vornehme Katrone still in den Frühlingstag hinein, im Schloßhof präsentierten die Pächter und blühten Palmen stoben würdevoll einher. Ueberall aber, in all den Gassen und Wägen, auf den Plätzen und in den Gärten und sogar in der stillen Burg ging und lief das liebe, bewegliche Volk von Wien, sein Volk, für das er neunzehn lange Monate gekämpft, gewacht, gearbeitet und gelitten hatte.

Wie ward es aussehen, dieses Volk?

Er brante vor Sehnsucht und Begierde, die Gesichtszüge, die Gestalten zu sehen, die Gespräche zu hören, die Gefühle kennen zu lernen.

